

Genügsamkeit und Weite

Autor(en): **Morlang, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **87 (2007)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-167822>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am 20. Juni dieses Jahres wurde der Schweizer Schriftsteller Gerhard Meier 90 Jahre alt. Wir drucken im folgenden die Geburtstagsansprache von Werner Morlang, gehalten am 25. Juni 2007 im Schauspielhaus Zürich.

Genügsamkeit und Weite

Werner Morlang

Wie man weiss, ist Gerhard Meier in der siebten oder achten Klasse der Niederbipper Sekundarschule zum erstenmal der Literatur begegnet, als der Deutschlehrer Tolstois Erzählung «Wieviel Erde braucht der Mensch?» vorlas. Sie habe ihn als etwas getroffen, «mit dem ich immer gelebt hatte, aber dort wurde es mir bewusst», sagt er in den «Amrainer Gesprächen». Man darf somit diese Begegnung, die sich übrigens in einem erhalten gebliebenen Schüleraufsatz niedergeschlagen hat, getrost zu jener «Mitgift fürs Leben» zählen, von der Meiers Alter ego Kaspar Baur zu Beginn der «Toteninsel» spricht. Tolstois Geschichte handelt vom russischen Bauern Pachom, den es auf der Suche nach immer mehr Grundbesitz zu den Baschkiren verschlägt, die ihm für tausend Rubel so viel Land anbieten, wie er bei Tageslicht umschreiten könne. Allerdings müsse er vor Sonnenuntergang wieder den Ausgangspunkt erreicht haben, ansonsten er Land und Geld verspiele. Der Bauer bricht frühmorgens wohlgenut auf und teilt seine Kräfte klug ein, um zuletzt dann doch der Masslosigkeit zu erliegen. Zwar gelingt es ihm knapp, rechtzeitig zurückzukehren, aber er sinkt vor Erschöpfung tot zu Boden und gewinnt gerade soviel Land, «wie er vom Kopf bis zu den Füßen misst»: die Ausdehnung seines Grabes.

Es fällt nicht schwer, Tolstois Erzählung als Präludium zu Gerhard Meiers späterem Leben und Schreiben zu begreifen. Die Genügsamkeit, gegen deren Gebot der Bauer Pachom verstösst, scheint ja recht eigentlich Gerhard Meiers Sache zu sein. Er hat die Grenzen seines Landstücks exakt in dem ihm zuträglichen Mass abgesteckt und wohnt, von einigen Niederlassungsprovisorien und Reisen abgesehen, bis heute in seinem Geburtshaus. Dessen Innenräume samt Mobiliar und Wandschmuck sind jedem Meier-Leser vertraut, so der untere Arbeitsbereich mit dem Kachelofen, dem Staketen-Sessel, dem runden Tisch, der Clown-Zeichnung seines Enkels – Objekten, um die herum sich Isidor

A. im Roman «Der schnurgerade Kanal» angelegentlich zu schaffen macht, oder das obere Stübchen, wo im Verlauf eines Spaghetti-Essens die bewegliche Aussenwelt als Spiegelung über einige an den Wänden hängende Gras-Stiche huscht und wo zuletzt Baur Witwe Katharina an einer Decke häkelt, als würde sie mit Baur Romankonzeption eines handgewobenen Teppichs wetteifern. Und natürlich hat das Siedlungsgebilde am Jurasüdfuss «beliebt» oder «geruht» – um Meiers zärtliche Anthropomorphismen zu verwenden –, sich in den Amrainer Kosmos zu verwandeln. Er versteht sich aber auch auf Friedhöfe und ihre eineinhalb Meter tiefen Parzellen, zumal jenes mit porzellanfarbenen Winterastern verzierte Grab, aus dem Baur zu einer letzten Rede ausholen darf. «Feldherren», heisst es einmal lakonisch, «sind wir alle».

Eines der poesieträchtigsten Gelände liegt vor dem Niederbipper Wohnhaus, dem Anschein nach eine profane Wiese, die sich aber in Gerhard Meiers imaginativ angereicherter Erinnerung als ein höchst belebter Tummelplatz erweist. Auf diese «Matte des Eierhändlers» fahren die pompösen Jauchezüge des Viehhändlers Joachim Schwarz, der mit Schlachtereiabfällen der Flora so arg zusetzt, dass am Ende nur noch Hahnenfuss wächst. Hier weiden Pferde, die bisweilen der Donaumonarchie Kaiser Franz Josefs und Joseph Roths seligen Angedenkens nachhängen, wenn sie nicht gerade Glück in ihren Bäuchen erzeugen. Hier steht eines Nachts ein rotweiss gestreiftes Festzelt, das von volkstümlichem Treiben und Gesang erfüllt wird. Und damit nicht genug. Von besagter Matte aus reitet der Erzähler auf seinem schwarzen Pegasusschimmel ins jenseitige «Sneewittchenland», wo er seine geliebten älteren Kollegen Proust, Simon, Beckett, Tolstoi und Virginia Woolf antrifft. Offenbar rumort es beträchtlich in diesem dörflichen Einerlei, das der überzeugte Provinzler in seinen Kindertagen als «unglaublich statisch» empfunden hat.

Die Aufschwünge ins «Sneewittchenland» führen aber immer wieder zu den trüben, dürftigen Realien zurück. Das filigrane Gewirk von Gerhard Meiers Prosa, in dem die entlegensten Dinge unversehens zueinander finden und die vielfältigsten Beziehungen eingehen, ist von der Prosa des Alltags nicht wegzudenken. Gewiss, der Himmel überwölbt die unteren Regionen, aber es sind Spiegelscherben, die – wie es in einem frühen Gedicht heisst – den Wolkenzug einfangen. Gerhard Meier ist den kleinen, banalen Erscheinungen nicht minder zugetan als den grossen, erhabenen. Im Roman «Der Besuch» verharret der Patient einer psychiatrischen Klinik auf seinem Zimmer und tröstet sich über den ausbleibenden Besuch hinweg, indem er sich an frühere familiäre Begegnungen erinnert. Da ihm ein Ansprechpartner fehlt, übt er ein «Gerede» im Konjunktiv, dem er eine wahre Tour de Force angedeihen lässt. Das hindert ihn freilich nicht daran, jegliche Bewegungen, Gebärden, Geräusche, Sprachfetzen und Hüstler, wie sie ihm sein Vorstellungsvermögen eingibt, getreu festzuhalten. Bei

solch groteskem Tun nimmt er mit Vorliebe eine napoleonische Pose ein, als blickte er von St. Helena aus einem erlauchten Besuch, der auf einem Schiff entschwindenden Gräfin Walewska, alias Greta Garbo nach. Die Hinfalligkeit seines Verhaltens mag schon daraus erhellen, dass sein Zimmer die Nummer 212 trägt, eine Zahl, die – kann man verschiedenen Stellen in Meiers Werken entnehmen – der Anzahl Knochen entspricht, die das menschliche Skelett ausmachen. So wird die triste Befindlichkeit des einsamen Pechvogels von einer clownesken Komik grundiert; einer Dimension, die Gerhard Meiers Texten öfter eignet, als man gemeinhin annimmt.

Auch die «Amrainer Tetralogie» enthält unzählige aus dem Alltag geschöpfte Slapstick-Müsterchen. Was immer im poetischen Überbau der beiden redseligen Lustwandler geschieht – auf der allzumenschlichen Ebene von Bours Schrittweise, Schuhbündel, Bügelfalten, Hosentaschen und Händen ist auch einiges los und sei es nur, dass Baur zwi-

Das filigrane Gewirk von
Gerhard Meiers Prosa, in dem
die entlegensten Dinge
unversehens zueinander finden
und die vielfältigsten
Beziehungen eingehen, ist von
der Prosa des Alltags nicht
wegzudenken. Gewiss, der
Himmel überwölbt die unteren
Regionen, aber es sind
Spiegelscherben, die – wie es in
einem frühen Gedicht heisst –
den Wolkenzug einfangen.

sehen Daumen und Zeigefinger ein Rosskastanienblatt hin und her wendet und solchermassen ein «*flatterndes Huhn simuliert*». Doch inmitten des Oltner Strassenverkehrs evoziert Bindschädler aus der Erinnerung jene Szene, da ein Mädchen mit einer Puppe und einem Blatt, begleitet von der unhörbaren Musik einer steinernen Flötenspielerin, ein unvergleichlich anmutiges Ballett aufführt. Der Wind ist der heimliche Choreograph und Animator des reizvollen Tableaus, und wenn Gerhard Meier versichert, er habe seine schönsten Texte in den Wind geschrieben, stellen wir fest, dass seinen dem Papier und dem Druck anvertrauten Texten ebenfalls etwas Windgebürtiges zukommt.

Zur Genügsamkeit dieses Autors gehört nicht zuletzt seine Sprache, die keinerlei wohlfeile Lyrismen oder aufgeplusterten Prunk duldet, sondern auch in dieser Hinsicht der Gewöhnlichkeit verschworen ist. Dennoch hat sie ihr

unverwechselbares Gepräge; in Vokabular und Syntax erkennt man Meiers Sätze – darin der Ausdrucksweise Robert Walsers vergleichbar – sogleich als die seinen. Er hat sich nie gescheut, helvetische Wendungen in seine Texte einzustreuen, und wenn sie einmal auftauchen, sind sie fortan fester Bestandteil seines dichterischen Habitats. Wer ein Auge dafür hat, kann so die Karriere einzelner Wörter, die allmähliche Herausbildung seines Schreibstils von Buch zu Buch verfolgen. Man hat sich gelegentlich gewundert, dass die Arbeitswelt, jene dreiunddreissig in der Lampenfabrik AKA zugebrachten Jahre, in den Büchern keine Spuren hinterlassen hätten. Hier, in der sprachlichen Beschaffenheit, mithin in den widerspenstigen Alltäglichkeiten seiner Texte sind sie manifest.

Lieber Gerhard, ich habe dein bisheriges Leben und Schaffen im Zeichen der Genügsamkeit dargestellt, dabei ist sie, deine Genügsamkeit, doch nur die Kehrseite, vielmehr die Voraussetzung von etwas ganz Anderem. Zwar ist es mir nie gelungen, die Spar-Ration deiner Walser-Lektüre um «Die Geschwister Tanner» und den «Gehülften» zu erweitern, doch wenn wir deine Bücher lesen, werden wir ja nicht mit Brosamen abgespeist, sondern im Gegenteil an einer reich gedeckten Tafel bewirtet. Dabei sind mancherlei magische Vorkehrungen am Werk. Wenn du Tolstois Natascha mit dem Fürsten Andrej zu einer imaginären Insel des Onegasees hinüberuderst, verbreitet sich ein Duft jener Eierpilze, die deine Mutter so köstlich zuzubereiten wusste. Auf den Gleitbahnen deiner Einbildungskraft gelangen wir von Ankers Mädchen auf rotem Grund zum Meretlein aus dem «Grünen Heinrich», um alsdann auf Theodor Storms Leonore Beauregard zu stossen. Schmeissfliegen versetzen uns bald in ein Gedicht von Dámaso Alonso, bald in einen Italowestern von Sergio Leone, oder auch in die Alte Brauerei, wo Schmeissfliegen anstelle zahlender Gäste für die Geräuschkulisse sorgen. Die Amrainer Birken führen uns in dein östliches Sehnsuchtsland. Lässt Bindschädler die Grillen zirpen, glauben wir mit dir in der Kirche zu Raron und in der Solothurner Jesuitenkirche das Zirpen aus dem Getriebe des Kosmos zu erlauschen. Und wenn wir, nach dem Vorbild der Witwen beim Leichenmahl ihrer Männer, mit feuchten Fingern den Rändern der Weingläser entlangstreichen, katapultierst du uns gar in den Spiralnebel im Sternzeichen der Jagdhunde, wo der grosse Klang erzeugt wird. In der «Toteninsel» hat Baur versuchsweise das Wesen der Welt als Poesie, Bewegung, Stille, Liebe und Licht gedeutet, ohne sich auf einen Begriff festzulegen. Wie immer es darum bestellt sein mag, soviel steht fest: dein Amrainer Kosmos ist von solcher Poesie, Bewegung, Stille, Liebe, Licht und anderem mehr erfüllt, und davon bringen uns nun deine sechs Kollegen* etliches zu Gehör.

* Es haben gelesen: Lukas Bärfuss, Urs Faes, Reto Hännly, Gertrud Leutenegger, Michel Mettler und Anne Weber.

WERNER MORLANG, geboren 1949, lebt als Literaturkritiker und Schriftsteller in Zürich.